



Eine interaktive Karte der Johns Hopkins Universität veranschaulicht bestätigte Covid-19-Fallzahlen (16.08.2020), Foto: ik

sundheitszentren“, von denen nur wenige über einen 24-Stunden-Service verfügen und die meisten abends und an den Wochenenden geschlossen sind, sowie eine Klinik, das Fort Defiance Indian Hospital. Die Navajo Nation verkündete am 11. März 2020 den Notstand im Reservat. Da nicht alle Dineh Englisch sprechen, gibt es inzwischen eine eigene Übersetzung in ihre Sprache – COVID-19 heißt nun „Dikos Ntsaaígíí-19“. Als die erste Corona-Infektion bei den Dineh am 17. März bekannt wurde, verfügte das Reservat nur über 170 Klinikbetten, davon 13 Intensivbetten, und 28 Beatmungsgeräte.

Inzwischen haben die *Arizona National Guard* und der Katastrophenschutz (*Federal Emergency Management Agency, FEMA*) zwei Feldlazarette in Chinle und Kayenta errichtet – zum Teil mit Spenden von (nicht-indigenen) Geschäftsleuten der Region. Das Problem bleibt aber die Ausstattung mit Schutzausrüstung wie Masken, Schutzanzügen oder Handschuhen.

Auch in den Bundesstaaten North und South Dakota entspricht die medizinische Versorgung keineswegs den notwendigen Standards. Nachdem ein Mitarbeiter des *Indian Health Service (IHS)*, des indianischen Gesundheitsdiensts, auf der Yankton Sioux Tribe Reservation in South Dakota vergangene Woche positiv auf COVID-19 getestet wurde, beschloss die Schulbehörde die

Schließung der Marty Indian School. Am Freitag, den 13. März, verkündete die Stammesregierung eine „Declaration of Disaster“, d.h. den Katastrophenzustand für das Reservat. Sämtliche Einrichtungen und Büros wurden geschlossen und es wurde ein Reiseverbot verhängt.

Für die Indigenen – ob im Südwesten oder in den Plains – ergibt sich eine besonders prekäre Situation, da die Familien auf engstem Raum zusammenleben, darunter natürlich auch die Alten, die vom Corona-Virus wesentlich stärker betroffen werden. 51% der Indigenen in South Dakota leben zudem unterhalb der Armutsgrenze - Desinfektionsmittel können sie sich nicht leisten - und viele Indigene misstrauen dem IHS, sodass sie keine Hilfe von staatlicher Seite in Anspruch nehmen, was einer Ausbreitung des Virus weiteren Vorschub leisten könnte. Misstrauen und Angst sind historisch begründet: Seit Beginn der Kolonialisierung wurden immer wieder Krankheiten und Seuchen gezielt gegen die indigene Bevölkerung eingesetzt.

Besonders bedrohlich entwickelt sich die Situation auch in den Pueblos in New Mexico. Als Hotspots der Infektionen gelten derzeit Zuni Pueblo, San Felipe Pueblo und Zia Pueblo. Für alle Pueblos sind die Zufahrtsstraßen gesperrt und es gelten strikte Ausgangssperren. Die Dimension der Infektionen verdeutlichen die Zahlen im Zia Pueblo – bei einer

Bevölkerung von nur 646 Bewohnern waren am 11. April bislang 33 Infektionen und ein Todesfall bekannt. Die Infektionsrate im Zia Pueblo ist mit 5 % höher als die in New York City. "Wir könnten ausgelöscht werden", sorgte sich Kevin Allis, Direktor des National Congress of American Indians.

Auch in den Bundesstaaten North und South Dakota entspricht die medizinische Versorgung keineswegs den notwendigen Standards. Am 10. März erklärte bereits Oglala-Präsident Julian Bear Runner den Notstand, nachdem der Oglala Sioux Tribe bis dato vom IHS zunächst keinen einzigen Virentest zur Verfügung gestellt bekam. Bis zum 6. April gab es für 50.000 Stammesmitglieder nur 24 Testkits, sechs Beatmungsgeräte und vier Intensivbetten in Pine Ridge. Vor allem erhöhen die Arbeiter*innencamps entlang der Pipelines – etwa nahe der Fort Berthold Reservation – die Gefahr der weiteren Ausbreitung des Virus.

An der Gesundheitsversorgung der Indigenen in den USA wurde schon immer gespart und dies kann nun angesichts der Corona-Pandemie verheerende Folgen nach sich ziehen, denn es fehlt an allem: Virentests, Medikamente, Bettenkapazitäten, medizinisches Personal etc.

Auf Initiative von Senator Tom Udall (Demokrat aus New Mexico) hatten 27 Senatoren ein sofortiges Hilfspaket für